Leise verschwanden die Bilder, und hinter dem Rauch standen wieder die Birken, diese Frauen unter den Bäumen, mit ihren weißen, schlanken Leibern und den zarten Goldnetzen im Geweige. Und daneben die stämmigen Buchen mit der silbergrauen Rinde und den rostroten struppigen Schöpfen. Hinter den Bäumen aber liegt Krummhübel, das alte Dorf der Kräutersammler, Laboranten und Mystiker, das jetzt zur Sommerfrische avanciert ist und von Leuten heimgesucht wird, die so ganz etwas andres sind als Kräutersammler und Mystiker. Aber die sind zum Glück jetzt wieder in ihre großen steinernen Nester, die Städte, heimgeflogen. Aus der ganz alten Zeit steht nur noch wenig. So die zwei uralten Linden, unter denen früher Gericht gehalten wurde und neben denen das Wirtshaus Zum Gerichtskretscham liegt. . . .

Wie ich so auf der Bank unter der großen Linde sitze, sinniere ich über die vielen Wirtshäuser, die in meinem Herzen eine bleibende Erinnerung hinterließen, und da kommt mir auf einmal der komische Gedanke, daß wir doch auch hier einfach nur zu Gast sind — im Wirtshaus zur Erde. Wir kommen aus der dunkeln Ewigkeit herein, finden es zunächst sehr seltsam, wie das in Wirtshäusern manchmal zu gehen pflegt, sind nicht gerade entzückt über den häufigen Krach und Streit, suchen etwas Ordnung zu schaffen, bekommen dabei unser gut Teil Prügel, wie immer beim Friedenstiften, und finden es schließlich in einer entlegenen Ecke ganz behaglich. Wenn es aber am schönsten werden will, dann ist auf einmal Feierabend, und wenn man nicht gleich geht, dann kommt der Hausknecht des Weltalls, der Gevatter Tod, und schmeißt einen unhöflich hinaus.

Wohin? — Das weiß kein Mensch, auch die nicht, die behaupten, es gäbe nachher gar keine Wirtshäuser mehr. Wer weiß? Wozu sind denn schließlich die vielen andern Herbergen da, die alle Zum goldenen Stern heißen?

Und während ich weiter über diese nicht gerade unwichtigen Dinge träume, kommt ein Leichenzug unten den Weg hinauf. Eine junge Frau war im Dorfe gestorben, und nun legten sie ihren kalten Körper in die kühle Herbsterde. Ganz rasch und einfach war es mit ihr gegangen. Sie hatte irgendeine Krankheit mit einem sehr schwierigen Namen bekommen, und der Arzt hatte ihr gesagt, das sei nicht zum Spaßen. Am vierten Tage ließ sie ihren Mann rufen und die Kinder und sagte: „Schaut, jetzt muß ich halt gehen!“ Gerade so viel, kein Wort mehr. Eine Stunde später bat sie noch den Mann, doch ja auf die Kinder acht zu geben, und dann ging sie still hinweg.

So einfach und selbstverständlich verstehen meist nur Leute aus dem Volke, dem schwer arbeitenden, zu sterben. Dieser leichten Art des Gehenkönnens liegt, meist unbewußt, der tiefe Gedanke zugrunde, den alle Leute, die mit der Erde in inniger Berührung stehen, leichter besitzen als andre — der Gedanke von der Einheit des Lebens, — das Gefühl von der Einheit der Menschheit. Dem verwöhnten Kulturmenschen ist ein solcher Gedanke ein Greuel, weil er seine selbstherrliche Einzelexistenz in Frage stellt. Der Zirkel, in dem er sich als Mittelpunkt empfindet und um den herum sich alles andre gewissenmaßen nur dekorativ gruppiert, wird durch diese Anschauung empfindlich gestört. Das Bewußtsein, nur ein Lichtfunke in einem unendlichen Strahlenmeer zu sein, wirkt auf die meisten Erdenkinder deprimierend. Und doch ist es die Wahrheit, die gar nicht niederdrückt, sondern erhöht, sobald wir die Dinge unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit ansehen. Sub specie aeternitatis sagte Spinoza. Das Leben ist ein Ewiges und die schöpferische Urkraft eine unendlich wirkende. Ewigkeit als ein unendliches Nichts, als eine leere Ruhe, ist undenkbar. Ewigkeit ist nur möglich im Kommen und Gehen, im Leben und Sterben, kurz, im Wechsel, in der Bewegung des Rhythmus. Und Rhythmus ist Leben. Je intensiver der Rhythmus, desto intensiver das Leben. Darum ist es jedes schöpferisch denkenden Menschen ständiges Streben, Rhythmus zu schaffen in sich und um sich. Rhythmus heißt Takt, und Takt ist Ordnung. Ordnung aber ist die halbe Arbeit. So wie schon beim einfachen Dreschen der Rhythmus der klingenden Dreschflegel die Arbeit leichter und fröhlich macht, so ist alle organisatorische Tätigkeit auf die Herstellung des Rhythmus bedacht, und aller Sozialismus will im Grunde nichts als den Rhythmus herstellen im ökonomischen Durcheinander der Welt.

Doch wie es einen Rhythmus gibt, den wir Menschen schaffen können, so gibt es einen, dem wir gehorchen müssen. Das ist das ewige Auf und Ab in der Lebenskraft, das ständige Kurvenspiel zwischen dem Frühling mit seiner Liebe, dem Sommer mit seinem Reifen, dem Herbst mit seiner Fülle und dem Winter mit seiner Erstarrung und — Ruhe. Wenn man aber gehorchen muß, dann ist es am besten, man gehorcht freiwillig. Dann ist es kein Gehorchen mehr, sondern Respekt vor den unerbittlich waltenden Gesetzen des ewigen Lebens.

Darum preise ich den Herbst als die Zeit der großen Fülle, wo die ganze Natur in Farbenorgien erglüht, bevor sie in die Sterbemelancholie des Novembers versinkt. Und dieser folgt der schöne weiße Tod des Winters und diesem — der neue junge Frühling!

Und als Beweismaterial zu meinen Gedanken flatterte ein ganzer Schauer goldener Blätter aus der großen Linde; aber an den immer kahler werdenden schwarzen Zweigen saßen schon wieder die kleinen Knoten, aus denen das grüne Laub im nächsten Frühling sprossen wird. A. Fendrich.

Zur Geschichte der Leihhäuser.

Vor einiger Zeit lief eine Notiz durch die Presse, wonach sich in den beiden letzten Jahren der Krise die uneingelösten Pfänder in den Leihhäusern in ganz außergewöhnlicher Weise vermehrt hätten. Bei Zehntausenden hielt eben die Arbeitslosigkeit so lange an, daß sie gar nicht daran denken konnten, die in Zeiten der höchsten Not als Pfand gegebenen Gegenstände wieder einzulösen. So mußten in riesigem Umfange Haushaltungsgegenstände der verschiedensten Art: Uhren, Betten, Werkzeuge, Kleider, Wäsche usw., die vorher unter harten Entbehrungen angeschafft waren, aufgegeben werden, nur, weil die paar Mark nicht wieder beschafft werden konnten, die zur Einlösung der Pfänder nötig waren. Ist schon in wirtschaftlich normalen Zeiten die Zahl der nicht zur Einlösung kommenden Pfänder sehr groß, so wird diese Zahl in Krisenzeiten noch viel höher. Mit diesen nicht eingelösten Pfändern aber wird ein schwunghafter Handel getrieben, und es kann wohl vorkommen, daß jemand später einen Gegenstand wieder kauft, den er vorher im Leihhaus verpfändet hatte, allerdings zu einem Preise, der drei- bis viermal so hoch ist, als der Betrag, den er für die verpfändete Sache erhalten hatte. Trotzdem aber ist die Verpfändung im Leihhause oft das letzte Aushilfsmittel in der höchsten Not. Wenn das letzte Hilfsmittel erschöpft ist, wenn sich gar keine Arbeitsgelegenheit finden will, werden immer wieder Sachen ins Leihhaus getragen, auch auf die Gefahr hin, daß alle diese Sachen nicht wieder eingelöst werden können.

Die Einrichtung der Leihhäuser läßt sich bis weit ins Mittelalter zurück verfolgen.

Das kanonische Wucherverbot, das im 9. Jahrhundert erlassen ward, verbot den Christen, in irgendwelcher Form Zins zu nehmen. In offizieller Weise konnten also nur noch die Juden gegen Zinsversprechungen Gelder verleihen. Dieses Monopols wegen und freilich auch, weil sie oft genug um die ausgeliehenen Summen geprellt wurden, weil sie also ein hohes Risiko hatten, ließen sich dann die Juden sehr hohe Zinsen geben. Dies aber führte wieder zu einer bösartigen Auswucherung. Um die Bevölkerung vor einer zu großen Bewucherung zu schützen, sicher auch oft zur Erreichung von Nebenzwecken, wurden schon sehr frühzeitig Leihhäuser errichtet, in denen geldbedürftige Leute gegen Hinterlassung eines Unterpfandes Vorschüsse erhielten. Die eigentlichen Leihhäuser, wie sie jetzt noch bestehen, wurden in Italien errichtet, dagegen aber gab es in Deutschland schon vorher Institute, die die Beleihung von Gegenständen nebenher betrieben. So war bereits im Jahre 1198 in Freising, das damals eine Residenz der bayerischen Herzöge war, eine Art Leihbank in Tätigkeit. Eine andre Leihbank ward im Jahre 1350 in Salins (Burgund) eingerichtet. Das Kapital zum Betrieb dieser Leihbank war aus einer Sammlung der Bürger zusammengeflossen. Auch London erhielt bereits im Jahre 1361 eine Leihbank. Dort wurde das Kapital vom Bischof von London zur Verfügung gestellt, der ausdrücklich festsetzte, daß die Ausleihung nur gegen Pfand, aber ohne Zinsen vorgenommen werden dürfe.

Die typischen Leihhäuser aber kamen in Italien zur Einführung, hier fanden sie auch die weiteste Ausbreitung, und von hier aus verbreiteten sie sich über viele andre Länder. Eine besonders große Verbreitung fanden die Leihhäuser, oder wie sie damals hießen, die monti di pietà (Berge des christlichen Liebeswerks), in Italien, weil sich dort der Klerus für die Errichtung derartiger Institute sehr stark einsetzte, und sicher auch, weil in den damaligen Städten Italiens infolge des Anfangs der kapitalistischen Entwicklung die Voraussetzungen für die häufige Inanspruchnahme von Leihhäusern schon gegeben waren. Hauptsächlich die Franziskaner waren es, die sich bei der Errichtung von monti di pietà hervortaten. Ein Franziskanermönch, Bernardino de Feltre, der ganz Italien durchzog, überall für die Einrichtung von Leihhäusern Propaganda machend, kann als der Hauptgründer der monti di pietà angesehen werden. Trotz der Eifersüchteleien der andern Orden, und besonders der Dominikaner, wußten sich die Franziskaner immer wieder durch Errichtung von Leihhäusern in den Städten Einfluß und Macht zu verschaffen, und schließlich wurden auch der hohe Klerus und der Papst für diese Einrichtungen gewonnen. Soweit wir unterrichtet sind, ist in Italien das erste Leihhaus in Perugia eingerichtet worden, und zwar im Jahre 1462; die päpstliche Bestätigung dieses Leihhauses datiert aus dem Jahre 1467. In Orvieto wurde im Jahre 1464 ein Leihhaus errichtet, in Viterbo im Jahre 1472, in Savona im Jahre 1479. Weiter wurden bald darauf noch Leihhäuser eingerichtet in Bologna, Mailand, Assisi, Mantua, Parma, Cesena, Aquila, Chieti, Rieti, Piacenza, Narni, Padova, Crema, Porto, Gubbio, Montagna, Brescia und in andern italienischen Städten. Die Dominikaner blieben lange Zeit grimmige Gegner der von den Franziskanern hervorgerufenen Schöpfungen, bis sie schließlich infolge eines päpstlichen Machtspruchs dazu gezwungen worden sind, ihre Feindseligkeiten gegen die monti di pietà einzustellen. Nur der Dominikaner Savonarola ließ seine Feindschaft gegen die Franziskaner und ihre Leihhäuser nicht allzu sehr merken, ja, unter seiner wesentlichen Mithilfe wurde sogar in Florenz ein Leihhaus errichtet.

Am längsten hatte Rom auf die Errichtung eines Leihhauses zu warten, denn dort wurde erst im Jahre 1539 an die Errichtung eines solchen Instituts herangegangen. Während sich aber die Leihhäuser in den andern Städten Italiens in ihrer frühesten Form jahrhundertelang erhielten, höchstens beeinflußt von dem Wachsen oder von dem Niedergang der Städte, in denen sie bestanden, wuchs das Leihhaus in Rom nach und nach zu einer großen Bank empor, mit der die Päpste und Fürsten sehr einträgliche Geschäfte machten. In der ersten Zeit stammten die Betriebsmittel der Leihhäuser meist aus Schenkungen und Stiftungen her, je mehr aber die Leihhäuser zunahmen und je weiter sich ihr Geschäftskreis ausdehnte, desto weniger konnten auch diese freiwilligen Zuwendungen ausreichen. Es mußten also fremde Gelder herangezogen werden, dies aber konnte in ausreichendem Maße nur erreicht werden, wenn den Geldgebern eine Zinsvergütung zugesichert wurde. Wenn aber die Leihhausverwaltungen ihre Betriebsmittel verzinsen mußten, so mußten sie auch selbst Zins nehmen, und so wurde denn auch durch das lateranische Konzil 1512 bis 1517 festgesetzt, daß die Leihhäuser Zinsen beanspruchen können, allerdings nur soweit, daß die Verwaltungskosten gedeckt werden. Das Leihhaus in Florenz lieh sogleich bei der Gründung nur gegen Zinsen aus, die Leihhäuser in andern Städten, auch wenn sie zinsfreie Betriebsmittel hatten, gingen nach und nach dazu über, Zinsen zu fordern. Vereinzelt bestand die Festsetzung, daß Beleihungen bis zu einer gewissen Summe zinsfrei waren, so brauchten z. B. im Leihhaus in Rom bei Beträgen bis zu 30 Scudi oder ungefähr 4 Mk. keine Zinsen gezahlt zu werden, wogegen höhere Leihbeträge verzinst werden mußten.

Die Existenz vieler italienischer Leihhäuser fand dann am Ausgang des 18. Jahrhunderts durch die Kriegswirren einen jähen Abschluß. Napoleon betrachtete bei seinem Einmarsch in Italien das Vermögen der Leihhäuser in den Städten als gute Kriegsbeute und annektierte alles, was er fassen konnte. In Bologna z. B. nahm Napoleon allein für 6 Millionen Franken Pfänder weg, er war aber dabei wenigstens so anständig, alle Pfänder unter 200 Franken an die Eigentümer zurückzugeben.

Abgesehen von den Banken, die nebenbei gegen Pfand Geld verliehen, kann in Deutschland als das erste eigentliche Leihhaus nach italienischer Art das im Jahre 1591 errichtete Leihhaus in Augsburg gelten. Es wurde vom Augsburger Magistrat errichtet und sogleich mit einem Betriebsfonds von 30 000 Gulden ausgestattet. Nürnberg folgte im Jahre 1618 mit der Errichtung eines Leihhauses, in Ulm und Hamburg wurden in der Mitte des 17. Jahrhunderts Leihhäuser eingerichtet. In Deutschland fällt die Hauptgründungszeit der Leihhäuser in das 18. Jahrhundert; um der allzu starken Bewucherung entgegenzutreten, wurden auch in kleinen Städten häufig Leihhäuser errichtet. Soweit größere Städte genannt werden, wurden im 18. Jahrhundert Leihhäuser errichtet: in Kassel 1721, in Frankfurt a. M. 1739, in München 1754, in Breslau 1791, in Dresden 1796 und in Köln a. Rh. im Jahre 1800.

Wie nach Deutschland, so war das System der italienischen Leihhäuser auch bald nach andern Ländern vorgedrungen, nach Frankreich, Lothringen und nach den spanischen Niederlanden. Bereits im Jahre 1577 bestand in Avignon ein Leihhaus und bald darauf waren im südlichen Frankreich auch noch in andern Städten Leihhäuser eingerichtet. In Avignon sollte der Zinssatz 2½ Prozent nicht überschreiten. Wesentlich höhere Zinsen, freilich immer noch viel geringer als die privaten Geldverleiher, nahmen die Leihhäuser, die in den Niederlanden auf Befehl des Statthalters eingerichtet worden waren. Von den Herzögen von Lothringen war im Jahre 1615 in Sedan ein Leihhaus errichtet worden, ein andres wurde im Jahre 1630 in Nancy gegründet. Das größte Leihhaus unsrer Zeit ist das im Jahre 1777 von Necker gegründete Leihhaus in Paris, das in allen Teilen von Paris Nebenstellen unterhält. Heute sind die Leihhäuser in den einzelnen Ländern recht verschiedenartig organisiert, es gibt Leihhäuser, die unter staatlicher Oberaufsicht stehen, andre, die vom Staat und den Gemeinden gemeinsam verwaltet werden, wieder andre sind rein kommunale Unternehmungen, sehr weit ist aber auch das private Pfandleihergewerbe ausgebreitet. Davon, daß der Klerus noch Leihhäuser verwaltet und beaufsichtigt, ist aber nichts mehr bekannt. A. M.

Kleines Feuilleton.

Lieder aus alter Zeit (Käthe Hyan). — Die altehrwürdige Laute, das Lieblingsinstrument unsrer Voreltern im 15. bis 17. Jahrhundert, ja das wichtigste Orchesterinstrument vor dem Aufblühen des Geigenspiels, feiert neuerdings eine erfolgreiche Auferstehung. Sven Scholander und neuerdings der Münchner Robert Kothe haben diese Renaissance des Lautenspiels inauguriert, die als eine erfreuliche Bewegung, besonders im Sinne der Wiedererweckung eines Hausmusikinstruments, das Mehrstimmigkeit zuläßt, aber nicht so kostspielig ist wie das Klavier oder das Harmonium, begrüßt werden kann. Schon die alten Aegypter hatten ihre Laute, die Nabla hieß und, wie Reliefdarstellungen zeigen, sich großer Beliebtheit erfreute. Aber besonders waren es die Araber, die das Instrument übten und es nach Unteritalien und nach Spanien brachten. Vor ungefähr vier Jahrhunderten hatte die Laute ihre Blütezeit und spielte dieselbe Rolle wie heutzutage das Klavier: es gab in deutschen Landen wie in Italien wohl kein Haus, in dem sie nicht zu finden gewesen wäre. Vielleicht läßt eine Neueinbürgerung der Laute die Hoffnungen erfüllen, die man seinerzeit an die Einführung der Zither, wie — wenn auch wegen des Kostenpunkts ziemlich unberechtigterweise — an das Harmonium geknüpft hatte. Das Bedürfnis nach mehrstimmiger Instrumentalmusik ruht in größerem oder geringerem Maße in jedem musikempfänglichen Menschen. Also: vielleicht ergäbe die Renaissance der Lautenspielkunst das gelobte Land einer echten, wahren Hausmusik. Und es sind, wie immer sich die Verhältnisse entwickeln mögen, alle willkommen zu heißen, die sich des Lautenspiels befleißigen.

Frau Käthe Hyan, die ich gestern zu hören Gelegenheit hatte, kommt vom Kabarett herüber und unterstützt ihre sehr willkommenen Vorträge durch entsprechende Gewandung und belebendes, doch nicht aufdringlich wirkendes Gestenspiel. Dabei geht sie von der sehr richtigen Ansicht aus, daß man dem Hörer bei altertümlichen Liedern die Zeit und deren Gebräuche näher bringen muß. Sie tut dies durch knappe sachliche, oft ein wenig ironisierende Geleitworte, die sie fast jedem Liede voranschickt. Ihre kleine, aber wohlklingende, sympathische Stimme wirkt in dem gesteckten Rahmen ganz famos und ihre Geschicklichkeit im Sichselbstbegleiten auf der Laute ist anerkennenswert.

Mit alten deutschen Liedern wie einem Mailied aus dem 16. Jahrhundert, dem Liede vom Herrn von Falkenstein, dem treuherzig-innigen: Es waren zwei Königskinder (in der Originalfassung) fing sie an, und sie verstand es vortrefflich, die strophisch gehaltenen Gesänge durch fein nüancierten, oft dramatisch belebten Vortrag abwechslungsreich zu gestalten. Hierbei sei gleich erwähnt, daß sie sich aller Uebertreibungen, wie etwa aufdringlicher Koketterie auf das glücklichste enthielt. Aber auch Neudichtungen, in alte Zeiten uns rückversetzend, brachte sie: so charakteristische Lieder ihres Gatten Hans Hyan, zu denen sie selbst mit sehr musikalischem Geschick anspruchslose, melodisch-natürliche, in gutem Sinne „volkstümlich“ gehaltene Weisen erfand, aus denen auch ein starker Sinn für musikalisch-parodistische Wirkung spricht, wie das Groteske „J—oh“ im Kleeblatt beweist. Den Höhepunkt des Abends bildeten die reizenden Biedermeierlieder, die sie in wechselnden Kostümen, von Fräulein Rassfelson mit Geschick auf einem aus dem Jahre 1740 stammenden Spinett (aus der Sammlung Paul de Witt) unterstützt, zu großer Wirkung brachte. Man muß diese gemütlich-altväterischen Weisen so vortragen gehört und gesehen haben, um den Jubel zu begreifen, den sie bei der lauschenden Zuhörerschaft auslösten. Ich erwähne nur das vom Ehepaar Hyan gedichtete und komponierte famose Biedermeierliedchen Vom neuen Kleid, Hannes Ruchs harmonisch pikante Musik zur Bekehrten von Goethe und das urberlinische, höchst drollige Lied aus Angelys Fest der Handwerker (das Stück ist bei Reclam erschienen), das wiederholt werden mußte. Kulturgeschichtlich von großem Interesse waren die derbkernigen altertümlichen Handwerksburschenlieder, ferner das Lied eines Postkutschers (1840) und das in düsteren Farben gehaltene: Ja, in Hamburg . . . . Noch sei aus dem Vielen und Schönen die den meisten Zeitgenossen wohl unbekannte Originalfassung des allbekannten Kinderlieds Häsleins Klage als interessante Probe genannt. Zum Schlusse erwähne ich noch ein echt kabarettmäßiges, unter refrainmäßiger Begleitung des Publikums vorgetragenes Lied Die Gesellenwoche. Es fand begeisterten Widerhall. Das reizende, ziemlich bekannte Liedchen Gute Nacht, gute Nacht, liebste Anna-Dorothee! beschloß den Abend.

rm.

Eine merkwürdige Sinnestäuschung. Es gibt viele Gelegenheiten, sich von dem Zustandekommen von Sinnestäuschungen zu überzeugen. Namentlich das Auge ist in ganz bestimmter Weise dafür anfällig. Kein Beispiel einer optischen Täuschung aber ist so schlagend, wie das, von dem Professor Wood von der John Hopkins Universität eine Beschreibung gegeben hat. Zu der Anstellung des Versuchs gehört nicht mehr als ein Bleistift und etwas dichte Drahtgaze, wie sie zum sommerlichen Verschluß von Fensteröffnungen benutzt wird, um dauernd Luft hineinzulassen und doch Insekten fernzuhalten. Demzufolge kann das kleine Experiment leicht nachgemacht werden. Man hält den Bleistift mit der Spitze nach oben vor den Fensterschirm, so daß er etwa 3 bis 5 Zentimeter davon absteht. Als Hintergrund dient am besten der Himmel. Wenn nun die Augen beide auf die Bleistiftspitze gerichtet werden, so erscheint die Drahtgaze zunächst flimmernd und dann verdoppelt. Wenn man noch etwas mit der Willenskraft nachhilft, so wird das zweite Bild der Gaze vollkommen scharf, und zwar nahezu in der Ebene der Bleistiftspitze. Wird nun der Bleistift von den Augen fortbewegt, die jetzt dauernd auf das Doppelbild des Schirms geheftet bleiben, so scheint er durch die Maschen hindurchzugehen und gleichfalls verdoppelt zu werden. Wenn man jetzt den Bleistift ganz fortnimmt, so bleiben die scharfen Bilder der Gaze dennoch bestehen, auch wenn man den Kopf vor- oder rückwärts bewegt. Die Täuschung ist so lebhaft, daß man, wenn man mit dem Finger die Gaze zu berühren glaubt, ins Leere faßt, da der Schirm in Wahrheit mehrere Zentimeter hinter der Stelle ist, wo man ihn sieht. Professor Wood sagt selbst, daß dies die verblüffendste Illusion sei, die er jemals gesehen habe, denn hier zeigt es sich deutlich, daß ein Gegenstand, von dessen Vorhandensein an einer bestimmten Stelle man durch das Auge überzeugt ist, sich an dieser Stelle nicht befindet. —

Neues Theater. Freitag: Manon. Sonnabend: Der Skandal. Sonntag: Die Zauberflöte. Montag: Der Skandal. — **Altes Theater.** Freitag: Der Feldherrnhügel. Sonnabend: Die geschiedne Frau. Sonntag, nachmittags ½3 Uhr: Vorstellung für das Arbeiterbildungsinstitut (Wenn der junge Wein blüht), abends ½8 Uhr: Der Graf von Luxemburg. Montag: Der Rodelzigeuner.

Das Schauspiel bereitet für den 25. Oktober Ibsens Frau vom Meere vor. Das Stück ist auf der Bühne des Stadttheaters bisher nur gelegentlich des Gastspiels auswärtiger Schauspielgesellschaften erschienen. Es wird zum erstenmal der Text der großen deutschen Gesamtausgabe verwendet werden.

Die Vorstellungen im Neuen Theater beginnen, wenn nichts andres angegeben, um 7 Uhr, im Alten Theater ½8 Uhr.

Vereinigte Leipziger Schauspielhäuser. Schauspielhaus. Freitag: Taifun. Sonnabend: Die Mutter, Schauspiel von Traverti (Erstaufführung). Sonntag, nachmittags 3 Uhr: Vorstellung für den Gewerkverein H.-D. (Eine Frau ohne Bedeutung), abends ½8 Uhr: Taifun. Montag: Die Mutter. — **Neues Operetten-Theater** (Theater am Thomasring). Freitag, Sonnabend: Reiche Mädchen. Sonntag, nachmittags 3 Uhr: Vorstellung für den Verein Gutenberg (Die Fledermaus), abends ½8 Uhr: Reiche Mädchen. Montag: Reiche Mädchen.

Die Vorstellungen beginnen, wenn nichts andres angegeben, im Schauspielhaus ½8 Uhr, im Neuen Operettentheater 8 Uhr.

Battenberg-Theater. Freitag: Das Opferlamm. Sonnabend: Die Herren Söhne. Sonntag: Wem gehört das Kind; Das Opferlamm.

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id394414608-19101013/14 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG